

VEIT ETZOLD

**TODES
DEAL**
THRILLER

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Originalausgabe Oktober 2015

Droemer Taschenbuch

© 2015 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Antje Steinhäuser

Covergestaltung: Network! Werbeagentur GmbH, München

Coverabbildung: Victor Korchenko / Arcangel Images

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30434-1

2 4 5 3 1

Für Saskia

Staaten haben keine Freunde.
Nur Interessen.

Otto von Bismarck

Die handelnden Personen

Die Deutschen:

Martin Fischer, Journalist bei Global News, Berlin

Janine Drieling, Anwarterin für den höheren Dienst im Auswärtigen Amt

Andreas Schmidt, Staatssekretär im Verteidigungsministerium und Gründer der geheimen Gruppe »Tiamat«, Berlin

Eugen Freiherr von Stein, Leiter der Abteilung Einsatzgebiete/Auslandsbeziehungen beim Bundesnachrichtendienst, BND, Pullach und Berlin

Bernd Köppke, Global News, Berlin

Florian Wolters, genannt »Flori das Fass«, Leiter des Berliner Büros von Global News

Thomas Haller, Mitglied der Abteilung für Strategische Planung, Bundeskanzleramt, Berlin

Christian Kuhn, ehemaliger KSK-Elitekämpfer und freiberuflicher »Problemlöser« des BND, Berlin

Die Afrikaner:

Robert Otega, Kongo-Warlord und Anführer der kongolesischen Stammesarmee »Engel des Herrn«, Virunga-Nationalpark/Kongo

Joseph Kabila, Präsident der Demokratischen Republik Kongo, Kinshasa/Kongo

Albert Bugali, Chef des ruandesischen Geheimdienstes, Kigali/Ruanda

Sophie Mureki, Vizechefin des Ruanda Development Boards, Kigali/Ruanda

Buri Begali, Fahrer von Martin und Bernd, Kigali/Ruanda

Joseph Katanga, Vertrauter von Robert Otega und zweiter Mann bei den »Engeln des Herrn«, Virunga-Nationalpark/Kongo

Jacques Kalisa, Leutnant bei den »Engeln des Herrn«, Virunga-Nationalpark/Kongo

Die Chinesen:

Der Präsident der Volksrepublik China, Peking

Ku Shang Ku, Direktor des staatseigenen Rohstoffkonzerns CMCC (China Minerals and Commodities Corporation), Peking

Lucia Ming, Investmentmanagerin beim chinesischen Staatsfonds SAFE in Hongkong

Huan Yi, Leiter des Hongkong Büros des chinesischen Staatsfonds SAFE in Hongkong

Levin Wang, Leiter des internationalen Geschäfts der China Development Bank in Hongkong

Die Russen:

Wasily Worotnikow, genannt »der Eisbär«, ehemaliger »roter Direktor« eines Nickelkombinats in Sibirien und heute Afrika-Chef des russischen Rohstoffkonzerns Alcorp, Moskau

Walter und Brian, Leibwächter von Wasily Worotnikow, Moskau und Goma/Kongo

Sascha Rasamov, genannt »die Katze«, Strippenzieher und Mitarbeiter des russischen Auslandsgeheimdienstes SVR, Moskau

BUCH 1: KOMMANDOHÖHEN

Es kann sinnvoll sein, die Marktkräfte zuzulassen und Teile der Industrie in private Hand zu legen. Doch die Kommandohöhen von Wirtschaft, Energie, Stahl, Rohstoffen und Infrastruktur müssen für immer in der Hand des Staates bleiben.

Vladimir Iljitsch Uljanow alias Lenin, 1922

Prolog

Martin rannte.

Hinter ihm fauchten Schüsse. Pfeilschnelle Projektile, die rechts und links von ihm zischend durch das Unterholz des Regenwaldes peitschten.

Wenn ihn eines erwischte, würde er für den Rest seines Lebens ein Krüppel sein. Er würde ... Nein, Unsinn. Wenn diese Leute ihn fangen würden, wäre er genauso tot wie Bernd, den er vor nicht einmal einer Minute hatte sterben sehen.

Er rannte.

Zwang sich dazu, sich nicht umzusehen.

Die Schreie kamen dennoch näher. Dann waren sie wieder weiter weg. Es war wie in diesen schlechten Filmen, in denen der Held nie weiß, wo der Feind ist, in denen ein Mann mit verbundenen Augen einen Weg entlanglaufen muss und jederzeit erschossen werden kann, ein Scharfschütze hinter ihm mit dem Gewehr im Anschlag.

Er rannte schneller.

Allein und verlassen. Die einzigen Menschen in seiner Nähe waren hinter ihm her und wollten seinen Tod.

Er wusste nicht, wohin er rennen sollte. Er wusste nur, dass er wegmusste. Weg von einem Ort, wo man ihn töten wollte, hin zu einem Ort, den er nicht kannte. Und noch etwas wusste er: Wenn er stehen blieb, war er tot.

Äste peitschten sein Gesicht. Mit einem Sprung hechtete er

über einen Graben, tiefer, immer tiefer ins Unterholz des Kongoss, während die Schreie hinter ihm lauter und leiser und wieder lauter wurden und hier und da eines der tödlichen Geschosse, mal mehr, mal weniger knapp an ihm vorbeiflog. Wasser spritzte auf, und Erde stob in die Luft, dort, wo die Geschosse landeten. Es war gut, dass er keine Zeit hatte, sich vorzustellen, wie es aussehen würde, wenn *ihn* eine von diesen Kugeln treffen würde.

Was würde bei ihm fontänenartig in die Luft spritzen? Blut, Eingeweide und Knochensplitter, die an den Bäumen des Regenwaldes kleben würden, während seine Überreste im sumpfigen Wasser des Grabens verfaulen?

Die Eindrücke der letzten Minuten blitzten vor seinem inneren Auge auf wie Momentaufnahmen direkt aus der Hölle. Er sah seinen Jeep, der vor wenigen Minuten von einer paramilitärischen Einheit angehalten worden war. Der Guide und sein Begleiter, die von den Kindersoldaten des Warlords erschossen wurden. Das Gesicht seines Freundes, die Augen schielend nach innen gedreht, als wollte er dem Flug der Patrone in seinen Kopf hinein folgen, der Patrone, die seine Stirn zwischen den Augen durchschlugen, seinen Schädel gesprengt und sein Gehirn über die staubige Straßenpiste verteilt hatte.

Er verlangsamte kurz seine Schritte. Die Schreie wurden leiser, doch das hatte nichts zu bedeuten. Vielleicht waren sie ganz nah, leise und lauernd, wie eine Spinne, die ihre Beute schon beinahe in ihrer Gewalt hatte.

Er musste weiter rennen, weiter, immer weiter, hier im Nirgendwo, im Grenzgebiet. Irgendwo zwischen Ruanda und dem Kongo. Ein Weißer sollte hier niemals allein unterwegs sein. Doch er war es.

Die Schreie waren nicht mehr zu hören. Hatte er sie abgehängt?

Seine Lungen stachen, als wären sie mit Chlorwasserstoff gefüllt, und sein Atem rasselte.

Ihm war, als wäre er kurz vor dem Ersticken. Er sog die feuchte Luft des Waldes ein, dankbar und tief, als hätte er seit Jahrhunderten nicht mehr geatmet. Er lehnte sich vornübergebeugt an einen Baum, die Arme ausgestreckt, die Handflächen an der Rinde. Und atmete. Eine Sekunde. Zwei. Drei.

Die Geräusche des Regenwaldes drangen an sein Ohr. Jetzt nahm er sie erst wahr. Das Zirpen von Insekten, das Rauschen der Blätter in den riesigen Bäumen. Irgendwelche Tiere, die sich, unsichtbar für ihn, durch den Wald bewegten. Und der Geruch. Der Geruch nach Regen, vermischt mit einem leichten Zimt-Einschlag. Früher hätte er *Geruch nach Abenteuer* gesagt, doch das Wort *Abenteuer* hatte alles Positive für ihn verloren.

Dann kamen wieder die Bilder.

Bilder, die nur wenige Minuten alt waren, aber so schrecklich, dass er glaubte, sie wären aus einer anderen Welt.

Die Lichtung, auf die sie gelangt waren. Die Lichtung mit den Stamessymbolen, den Schädeln, den Tierknochen und den Amuletten, die in seltsamer Anordnung an den Bäumen hingen. Die Lichtung, die sie niemals hätten betreten dürfen.

Dann der dumpfe Knall. Erde war meterhoch in die Luft geflogen, daneben Schädel und Stamesschmuck. Wie in einem morbiden Extrembild von Max Ernst waren Knochen und Gerippe in die Luft geschleudert worden, Kleidungsfetzen und Leichenteile, in unterschiedlichen Zuständen der Verwesung. Dann kamen die Bagger und die Sandschieber.

»Scheiße«, hatte sein Begleiter zu ihm gesagt, und sein Gesicht war so weiß geworden wie die bleichen Knochen, die in

den Bäumen hingen, »die sprengen den Friedhof. Irgendjemand sprengt den Stammesfriedhof.«

Sie sprengen den Stammesfriedhof. Warum? Um ihn – umzugraben. Weil etwas darunter war. Etwas Wertvolles.

Dann waren sie aufgetaucht. Die Stammeskrieger, die sich mit Macheten auf die Arbeiter in den Baggern und Sandschiebern gestürzt hatten. Die ihnen die Hände und Köpfe abhackten.

Er sah noch die Hand. Die Hand am Lenkrad. Am Lenkrad des Sandschiebers. Noch immer hatte sich das groteske Bild in seinem Gehirn gehalten. Denn was er gesehen hatte, war *nur* die Hand, die die Machete des Stammeskriegers abgeschlagen hatte und die das Lenkrad der Baumaschine umfasst hielt wie ein satanischer Talisman.

Die Schmerzens- und Todesschreie hallten noch in seinem Kopf wider. Auf Englisch, auf Französisch. Und in einer Sprache, von der er glaubte, es sei Chinesisch.

Das Massaker war fürchterlich gewesen.

Doch damit war es noch nicht vorbei.

Denn dann waren *die anderen* gekommen.

Die Stammesarmee, die für die Gegenseite kämpfte. Die keine Speere hatte, sondern Kalaschnikows. Die die schwarzen Angreifer unter Beschuss nahm und sie in eine zerrissene Masse aus blutigem Nebel verwandelte.

Da hatte Martin gewusst: Was hier geschieht, durfte nicht geschehen.

Aber es geschah trotzdem.

Und er wusste auch: Wenn sie hier jemand entdeckte, waren sie genauso tot wie all die Schwarzen und Chinesen, die am Boden lagen.

Jetzt war der Guide tot.

Sein Freund war tot.

Martin sollte tot sein. Doch er war noch am Leben.

Die Frage war nur, wie lange noch.

Er spürte den Stich in seinem Magen und die Angst, die ihm die Kehle zudrückte: Die Schreie und die Schüsse waren wieder da.

Lauter als je zuvor. Näher als je zuvor.

**ZWEI WOCHEN
ZUVOR**

Kapitel 1

Berlin

Berliner Korrespondenzbüro
Global News, Friedrichstraße

Martin hetzte durch die Gänge der Großraumredaktion.

Einunddreißig Jahre alt, mit blonden Locken, blauen Augen und seiner sportlichen Statur war er das, was man einen »Surfertyp« nannte, obwohl er noch nie auf einem Surfbrett gestanden hatte.

Das Redaktionsbüro von Global News war in einem hässlichen, postmodernen Beton- und-Glasklotz nahe dem Bahnhof Friedrichstraße in Berlin-Mitte untergebracht. Und wenn man diesen Betonklotz sah, konnte man kaum glauben, dass sich irgendetwas Lebendiges in seinem Inneren befinden konnte. Doch der Eindruck täuschte.

Er rannte den Korridor hinunter, den USB-Stick mit den Bildern in der Hand, die allesamt so groß waren, dass man sie unmöglich per Mail schicken konnte. Aber so mussten sie sein. »Bigger is better«, sagte sein Boss immer. Auf seinen Boss traf das übrigens auch zu. Nicht nur, was seine Netzwerke anging, sondern auch im Hinblick auf seine Statur.

Global News, die Zeitung, bei der Martin seit sechs Wochen arbeitete, war ein internationales Nachrichtenunternehmen, das sich eigentlich auf seriöse Berichterstattung spezialisiert hatte, aber auch reißerischen Boulevardmeldungen nicht abgeneigt war.

»Die Leute wollen sich informieren, aber sie wollen auch unterhalten werden«, sagte Florian immer, der Chef des Ber-

liner Büros der Global-News-Redaktion, den alle, wegen seines beträchtlichen Leibesumfangs, »Flori das Fass« nannten. Manchmal hieß er auch nur »das Fass«. Denn dieser Name passte doppelt. Wenn er sich mal an etwas festgebissen hatte, »fass« machte, ließ er so schnell nicht mehr los. Die »Ameisen«, wie das Fass seine Untergebenen nannte, sahen ihn meist im »Aquarium«, einem einzelnen Glasbüro jenseits des großen Redaktionsraumes, wo er häufig mit dem Telefon in der Hand wie ein Raubtier an der Kette hin und her rannte, in den Hörer schrie und Donuts in sich hineinstopfte. Martin glaubte manchmal, Flori würde in seinem Glasbüro übernachten, und fragte sich, wie sich das Fass das riesige Netzwerk aus Politikern, Lobby-Leuten, Informanten und Paparazzi aufgebaut hatte, über die es verfügte wie ein antiker Zauberer über ein Heer von Heuschrecken und andere Plagen.

»Nun mach mal mit den Fotos!«, brüllte ihm sein Kollege Bernd vom anderen Ende der Redaktion zu. »Das soll noch in die Printausgabe!«

Martin spurtete an mit Papieren vollgestopften Tischen, blinkenden Bildschirmen und halb leeren Kaffeebechern vorbei. Bernd streckte ungeduldig seine Finger aus, die von Katjes und Gummibärchen wieder klebrig waren wie ein Prittstift.

Entgegen seiner Jobbeschreibung hatte Martin einen typischen Paparazzi-Job machen müssen, was aber manchmal nicht anders ginge, wie man ihn belehrt hatte. Er hatte gerade erst sein Journalismusstudium beendet und sich danach einen längeren Urlaub gegönnt. Dass er dann gleich einen Job bei Global News bekommen hatte, war Glück. Dass er dabei hauptsächlich B-Promis hinterherrennen musste, war nicht ganz so glücklich. Aber was hätte er tun sollen, wenn nun

einmal gerade diese Aufgaben gefragt waren als Qualitätsjournalismus? Was ihn aber nicht davon abhielt, weiterhin von der großen, internationalen Reportage zu träumen, die er einmal schreiben wollte. Oder besser: schreiben würde.

Denn statt von UNO-Gipfeltreffen und globalen Kooperationen zu berichten, hatte er zwei Stunden in Tegel auf der Lauer gelegen, bevor er endlich losknipsen konnte. Am Flughafen Tegel, in Restaurants in Berlin, einmal am Potsdamer Platz und dann noch mal in Schönefeld. Jetzt waren endlich genug Fotos zustande gekommen. Was war geschehen? Flori das Fass hatte herausgefunden, dass Gil Collins, ein berühmter Schauspieler, mehrere Tage hintereinander in der Stadt war, ein Mann, dem alle Frauen zu Füßen lagen, der aber leider nicht an ihnen interessiert war, da er zum Leidwesen aller Frauen stockschwul war. Inoffiziell jedenfalls. Die meisten Boulevardblätter wussten das zwar, ignorierten es aber, was vielleicht daran lag, dass Collins sich abwechselnd mit mehr oder weniger schönen Frauen zeigte, die aber niemand kannte. Global News hingegen war den Klatschblättern voraus. Denn nur hier wusste man, dass die Schönheiten nicht nur von Collins' wahrem Sexualleben ablenken sollten, sondern auch einen hübschen Nebenverdienst darstellten. Denn der Mann wurde von Casting Agenturen dafür bezahlt, sich mit ihren Sternchen blicken zu lassen – und fotografiert zu werden. Fünfzig Riesen pro Begleitung kostete der Spaß wohl. Und sobald irgendein bis dahin unbekannter Feger an seiner Seite gesehen wurde, war dieser auf einmal von Zero zu Hero geworden und ruck, zuck der Star aller ersten Seiten. Und da die Medien die Stars machten, waren diese Frauen, die einmal an seiner Seite fotografiert wurden, die Stars von morgen. Ihre Agenturen wussten das. Und zahlten dafür.

So wie König Midas, hatte Florian gesagt, da ist auch alles

zu Gold geworden, was er angefasst hat. Also, Martin, besorgen Sie Beweise, die zeigen, dass wir recht haben!

»Zeig endlich her«, sagte Bernd und grapschte nach dem Stick. Bernd hatte das gleiche Problem wie Martin. Er hatte eigentlich Berichterstattungen zur großen Politik machen wollen, war dann aber auch in der B-Promi-Abteilung gelandet. Das allerdings schon seit zwei Jahren. Was Martin wenig Hoffnung auf die Zukunft machte. Es blinkte, als der Rechner die Bilder auf die Festplatte zog. Bernd klickte mit seiner klebrigen Hand auf die Maus und der Pfeil sauste über den Bildschirm. Die Fotos verschiedener attraktiver Frauen tauchten auf.

»Siehst du?«, stellte Bernd fest. »Das Fass hat recht gehabt. Mal blond, mal brünett, mal rothaarig, da passt doch gar nichts zusammen. Collins ist entweder farbenblind, oder unsere Story muss wahr sein. Wie nennen wir das am besten?«

Da passt doch gar nichts zusammen, wiederholte Martin die Worte, die er gerade gehört hatte. Genauso wenig wie bei ihm. Er musste endlich den Kopf frei kriegen von seiner früheren Freundin, zu der er sich immer noch hingezogen fühlte, die ihm aber letztendlich zu langweilig war. Seitdem sie auseinander waren, hatte sie richtig Karriere gemacht. Ob ihm das selbst gelungen war, konnte er immer weniger beurteilen, als er die reißerischen Überschriften der Artikel sah, die er für Global News schreiben musste und die von der Abteilung für internationales Geschehen so weit weg waren wie die Hölle vom Himmel. Hätte er sich mit dem Blatt vor seiner Bewerbung etwas intensiver auseinandergesetzt, hätte er wahrscheinlich gesehen, dass die Klatschspalte von Global News der größte Umsatzbringer war. Aber wer nicht hören oder lesen wollte, musste offenbar fühlen.

»Hey«, sagte Bernd, »wie nennen wir das?«

Martin dachte einen Moment nach. »Da war doch Ende der Neunziger diese Sache mit Damien Hirst und der Tate Gallery.«

Bernd verdrehte die Augen. »Ich hab doch keine Ahnung von Kunst. Und was hat das mit Collins zu tun? Genauer!«

»Na ja«, meinte Martin und setzte sich auf einen leeren Drehstuhl zu Bernd, »der Werbeexperte Saatchi & Saatchi in London wollte damals Damien Hirst und die Young British Artists hypen. Und dafür soll er angeblich die Tate Gallery geschmiert haben, damit die alles von denen ausstellen. Denn was immer in der Tate ausgestellt wurde, war hinterher auf der Auktion bei Christie's und Sotheby's doppelt so teuer, und wenn es sich um benutztes Scheißhauspapier handelte.«

»So eine Art Prozessbeschleuniger?«, fragte Bernd. »Katalysator? Und die Tussen von Collins sind die Bilder, und Collins ist die Tate?«

Martin zuckte die Schultern.

»So in etwa.«

Bernd wackelte mit dem Kopf und verzog die Lippen. »Zu kompliziert, fürchte ich. Der Zusammenhang wird nicht sofort klar. Das kapiert Johnny 08/15 nicht.« Er murmelte vor sich hin. »Collins, die Tate? Nein. Collins, der Katalysator? Nein. Collins, der Starmacher? Nein.«

»Martin!«

Eine Stimme rief von irgendwoher.

Er blickte sich um, während er Bernd weiter murmeln hörte.

»Collins, der Tussenbefreier? Nein.«

»Ich hab's«, sagte Martin.

»Schieß los!«

»*Erst an Collins Seite, und dann auf Seite eins!*«

Bernd schlug ihm auf die Schulter. »Perfekt!«

»Martin!« Die Stimme rief noch einmal.

Er stand auf.

»Ja, was ist denn?«

»Komm mal rüber hier«, sagte ein Kollege, dessen Namen Martin immer vergaß, »das Fass will dich sprechen.«

»Bin gleich wieder da«, kündigte Martin Bernd an und ging zu dem Kollegen, der seinen Schreibtisch nahe dem Aquarium von Florian hatte.

»Hat er gesagt, worum es geht?«, fragte Martin. Einzelgespräche beim Fass waren nicht immer ein gutes Zeichen.

»Ein Auftrag für dich.«

»Und was?«

Der Kollege zuckte die Schultern. »Irgendwas mit Afrika.«

Kapitel 2

Berlin

Verteidigungsministerium,
Reichpietschufer

Andreas Schmidt, Staatssekretär im Verteidigungsministerium, stieg aus seiner schwarzen Limousine. Er ging mit eiligen Schritten, umschirmt von seinen Leibwächtern, die Treppen hinauf, durch einen Wald von Mikrofonen, die ihn an einen antiken Speißrutenlauf erinnerten. Blitze aus Kameras zuckten, als hätte ihn der Zorn der Götter getroffen, und Reporter und Journalisten mit Diktiergeräten und Notizblöcken stellten sich ihm in den Weg, um kurz darauf von seinen Leibwächtern unsanft zur Seite befördert zu werden.

Das Stakkato der Fragen donnerte durch seinen Kopf.

Was hat die Bundesregierung von dem Syrien-Deal gewusst?

Sind tatsächlich al-Qaida- oder gar ISIS-Kämpfer unter den Rebellen?

Warum unterstützt Deutschland eine Diktatur mit Panzern?

Werden Sie zurücktreten?

Oder der Verteidigungsminister?

Die Türen schlossen sich hinter ihm und die Stimmen flauten ab. Zwei Reporter schlugen gegen die Scheibe und wurden von den Security-Leuten des Ministeriums zurückgehalten.

»Alles in Ordnung?«, fragte einer der Leibwächter.

Schmidt atmete durch und fuhr sich durch seine schweißnassen, schwarz-grauen Haare.

»Soweit man das *in Ordnung* nennen kann.«

Er nahm den Gang zu seinem Büro. In der Hand die Titelseite einer Boulevard-Zeitung, auf dem Cover sein Bild. Seine Finger waren schweißnass, die Druckerschwärze der Zeitung hatte sich mit dem Schweiß vermischt, so dass seine Hand aussah, als wäre er gerade aus einer Kohlenmine gekommen.

Scheißboulevardzeitung, dachte er, *immer so viel Farbe wie möglich*.

Er schaute auf das Cover, auch wenn ihm seine innere Stimme sagte, dass er es besser nicht tun sollte. Das Papier war gewellt, so sehr hatte er es auf dem Weg hierher umklammert.

»Der Todesengel« lautete die Überschrift. Darunter ein Bild von ihm.

Er betrat sein Büro. Setzte sich an seinen Schreibtisch, kramte mit zitternden Händen ein Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirn und die Druckerschwärze von den Händen. Draußen, vor dem Tor des Verteidigungsministeriums, sah er noch immer die Horden von Journalisten stehen.

Dass ihm so etwas passieren konnte ...

Das Telefon klingelte.

Er zuckte zusammen, als stünde der Henker in der Tür. Aber es war nur seine Sekretärin, er erkannte die Nummer.

»Was gibt's?«

»Ihre Frau.«

»Sagen Sie ihr, ich bin noch nicht zurück!«

Er legte auf.

Lehnte sich zurück.

Er hatte seiner Frau noch nichts davon erzählt. Oder besser, seiner Ex-Frau. Seinen Kindern (oder Ex-Kindern) auch noch nicht. Jetzt erfuhren sie es halt aus der Presse. Dann war

es halt so. Trotzdem hatte er nicht die Kraft, jetzt noch lange mit seiner Frau zu streiten und ihr alles hundertmal zu erklären. Jetzt musste er sich erst einmal selber retten.

Sein Handy klingelte.

Wieder zuckte er zusammen.

Es war die Handynummer seiner Ex-Frau, die sich immer noch öfter bei ihm meldete als er bei ihr.

Er ließ das Handy klingeln und fühlte sich schlecht dabei.

Dann öffnete er seine Sakkotasche, fingerte ein Aspirin hervor und schluckte die Tablette ohne Wasser.

Alles war schiefgegangen, dachte er, als sich der bittere Geschmack in seiner Mundhöhle verteilte.

Syrien.

Der Todesengel.

Schmidt war zuständig gewesen für eine Panzerlieferung nach Syrien. Kampfpanzer Leopard. Eigentlich Business as usual. Schließlich war Deutschland der drittgrößte Waffenlieferant der Welt. Und auch wenn das Regime von Assad damit mehrheitlich al-Qaida-Kämpfer ausschalten sollte, war die Story nicht nur an die Oberfläche geraten, wo sie nicht hin sollte, sondern es sah auch noch so aus, als würde Deutschland den Freiheitskampf in Syrien mit Waffenlieferungen verhindern. Die USA waren brüskiert, dass Deutschland indirekt das Assad-Regime unterstützt, das Präsident Obama gerade bekämpfen wollte. Als ob die USA sonst etwas dagegen hatten, wenn man die Armee unterstützte, dachte Schmidt bitter, und dabei gleichzeitig noch ein paar al-Qaida Terroristen ausschaltet.

Die ganze Sache war an sich nichts Ungewöhnliches.

Schlecht war nur, dass es herausgekommen war.

Die Lieferung und der folgende Skandal waren gut und böse in einer Form, wie so vieles, was sich Deutschland als

eines der mächtigsten Länder der Welt über den Hintereingang erlaubte, da es dies durch die Vordertür aufgrund seiner Vergangenheit nicht durfte. Nur war es eben öffentlich geworden, »surfaced«, wie ein Journalist vom Economist vorhin gesagt hatte. Und jetzt wollte natürlich niemand mehr etwas damit zu tun haben. Irgendeiner musste geköpft werden, damit Kanzler und Verteidigungsminister ihre Posten behalten konnten.

Und Schmidt war als Bauernopfer vors Loch geschoben worden, um den Verteidigungsminister zu entlasten.

Langsam beruhigte sich sein Puls. Was konnte ihm schlimmstenfalls passieren? Abgesichert wäre er als Staatssekretär, auch wenn er keinen »Ehrensold« bekommen würde, wie manche Bundespräsidenten nach nur sehr kurzer Amtszeit. Aber würde er noch irgendwo einen Job bekommen? Würde er sich noch irgendwo blicken lassen können? Auf den Empfängen, auf die er manchmal seine Ex-Frau mitnahm, um eine heile Familie vorzugaukeln, obwohl sie seit zwei Jahren geschieden waren, was er niemandem erzählt hatte? Auf all die Partys und Events der Hauptstadt, wo man Champagner- oder Rotweingläser schwenkend herumstand und Belanglosigkeiten austauschte, die aber sehr schnell zu konkreten Karrieremöglichkeiten werden konnten? Er sah sich schon als Sicherheitsberater korrupter Oligarchen und zwielichtiger Scheichs, irgendwo in Kasachstan oder im Jemen, einer, der auf Honorarbasis arbeitete und seiner Frau niemals sagen könnte, was er wirklich machte. Was war von dem Andreas Schmidt übrig geblieben, der einmal angetreten war, um für Ruhe und Frieden in der Welt zu sorgen?

Du weichst deiner Ex-Frau aus, dachte er, und später wirst du sie belügen. Genauso wie du die anderen belügst und ihnen

sagst, dass sie noch deine Frau ist, obwohl du gar nicht mehr in dem gemeinsamen Haus wohnst, sondern heimlich in einer Zweizimmerwohnung in Tiergarten? Und dann wunderst du dich, wenn die Presse dir auch nicht glaubt?

Vielleicht war er wirklich schuldig, dachte er. Vielleicht sollte es ihn treffen?

Er zuckte zusammen.

Sein Handy klingelte schon wieder.

Kaum jemand hatte diese Nummer. Wer konnte das sein?

Er schaute auf das Display.

Eine Münchener Nummer.

Vielleicht war es wichtig.

Er nahm den Anruf an.

»Schmidt.«

»Schmidt«, wiederholte die Stimme am anderen Ende, »Sie scheinen ein paar Probleme zu haben?«

Eigentlich war es keine Frage. Es war eine Feststellung.

Irgendwo hatte er die Stimme schon einmal gehört. Sie war vertraut und unheimlich zugleich. Da sprach der Anrufer schon weiter.

»Vielleicht sollten Sie eine Weile untertauchen? Ihrem Vaterland können Sie trotzdem weiter dienen.«

Kapitel 3

Sonderverwaltungszone Hongkong

The Landmark

Lucia Ming eilte durch den gläsernen Korridor, vorbei am Konferenzraum im dreißigsten Stock des Landmark Towers. Sie blickte, während sie lief, über den Hafen von Hongkong, sah die riesigen Türme der Bank of China und der HSBC, der Hongkong and Shanghai Banking Corporation, die im 19. Jahrhundert vom Britischen Empire gegründet wurde, um das China-Geschäft zu finanzieren.

Ihr Chef hatte sie gerufen, und wenn er etwas wollte, war es immer eilig und immer wichtig. Beides zugleich. Grundsätzlich. Und wie immer hatte sie ein mulmiges Gefühl dabei.

Während sie aus dem Fenster blickte, ertappte sie sich dabei, wie sie die Passage von »Für Elise« von Ludwig van Beethoven auf der Rückseite des iPad spielte, das sie wie einen Schutzschild vor sich trug. Eine Melodie, die sie liebte, aber irgendwie auch hasste. Die Art und Weise, wie man dabei kleinen Finger und Ringfinger parallel einsetzt, hatte ihr die schlimmsten Stunden ihrer Kindheit verschafft, und ihr Klavierlehrer, der alle zwei Tage zwei Stunden auf sie angesetzt wurde, hatte ihr damals die Finger auseinandergebogen, bis sie glaubte, sie würden brechen, und sie, mit Tränen in den Augen, fast geschrien hatte. Und das war nicht die einzige Plackerei gewesen. Ihre Eltern hatten sie zur Vorbereitung des Gaokao, der Abschlussprüfung in der Schule, die zum Besuch einer Universität berechtigte, nach Maotanchang ge-

schleift. *Maotanchang*. »MTC« nannten die Chinesen diesen Ort auch. Das klang gut. So ähnlich wie MIT, das amerikanische Elite-College Massachusetts Institute of Technology. Im MTC wurden die Schüler auf die Abschlussprüfung vorbereitet, jedenfalls die, deren Eltern es sich leisten konnten. Wobei »Vorbereitung« eine harmlose Bezeichnung war für den Drill, der dort an sieben Tagen die Woche durchgezogen wurde. Es gab kein Fernsehen, keine Musik, keine Ablenkung, keine Freunde. Nur Büffeln, nahezu vierundzwanzig Stunden am Tag. Es gab Übungsklassen, in denen den Schülern von der Decke aus Aminosäure in die Venen injiziert wurde. Die Schulleitung sagte, dass die intravenöse Energiezufuhr Zeit sparen würde.

MTC, dachte Lucia. Und *Für Elise*. Sie war froh, dass sie mit all dem durch war. Auch wenn ihr Leben nicht gerade ruhiger geworden war. Wer die Prüfung, das Gaokao, bestand, dem stand die Welt offen. Wer durchfiel, der beging oft Suizid. Und seine oder ihre Eltern gleich mit. Und irgendwann hatte Lucia gewusst, dass der Klavierdrill ihrer Kindheit keine dunkle Wolke über einer unbeschwerten Zeit war, sondern der Beginn der Normalität. Der Klavierlehrer hatte ihr dann immer die Geschichte von der chinesischen Mauer erzählt. *Die ist vier-tausendachthundert Kilometer lang*, hatte er gesagt, *und du kannst dir wohl den Schmerz vorstellen, den all die Menschen gespürt haben, die so etwas Großes bauen mussten*. Er hatte ihr noch andere Dinge erzählt, dass die Körper derer, die beim Mauerbau erschöpft zusammengebrochen waren, ebenfalls zu Baumaterial verwandelt und damit Teil der Mauer wurden. Die Lehrer am MTC hatten ähnliche Geschichten erzählt. Seitdem hatte Lucia immer Angst vor ihrem Klavierlehrer gehabt. Doch seltsamerweise mochte sie das Stück, *Für Elise*, noch immer und spielte es immer wieder gern.

Für Elise.

Oder *Für Lucia*? Ob das mal jemand schreiben oder auch nur sagen würde? Mit neunundzwanzig Jahren hatte sie eigentlich das Alter erreicht, in dem sie heiraten und eine Familie gründen sollte. In den spiegelnden Scheiben sah sie ihr hübsches Gesicht und ihre schlanke, attraktive Gestalt, die hypnotischen Augen und die schwarzen, hochgesteckten Haare, die ihr ein etwas strenges und kontrolliertes Äußeres verschafften, was allerdings im Kontrast zu ihrer weißen Bluse stand, bei der stets ein Knopf mehr geöffnet war, als es eigentlich dem Protokoll entsprach. Im Gegenlicht sah es so aus, als wäre ihr Spiegelbild ein Teil der Skyline von Hongkong und als würde sie, während sie über den Gang jagte, über den Wolkenkratzern schweben. Und im Raum schwebte sie tatsächlich. Denn sie wusste, es konnte nicht an ihrem Äußeren liegen, dass sie ohne feste Bindung durchs Leben ging. Der Grund dafür lag eher im Inneren dieses riesigen Bürogebäudes, des Landmark Towers, der sich inmitten von Hongkongs blitzender Skyline in den stahlblauen Himmel erhob.

Denn für Freizeit blieben bei ihrem Job pro Tag nur etwa ein bis zwei Stunden übrig. Als einzige Tochter ihres Vaters Ming Yao war es umso wichtiger, dass aus Ming Lia ebenfalls etwas Großes wurde. In China hieß sie Ming Lia. Erst der Nachname, dann der Vorname. Für die westliche Welt nannte sie sich Lucia Ming. Erst der Vorname in westlicher Form und dann der Nachname. So machten es die Hongkong-Chinesen schon seit Jahrzehnten. Auch Bruce Lee hieß eigentlich Lee Siu-Lung. Und auch er lebte in Hongkong. Und Lucias Vater mochte Bruce Lee. Wenn er einmal Zeit fand, die Filme anzuschauen. Denn ihr Vater war nicht nur Mitglied der Kommunistischen Partei Chinas gewesen, sondern auch Bereichsleiter von Sinopec, einem riesigen staatseigenen Roh-

stoff- und Raffineriekonzern. Ihr Vater hatte für den Konzern mittelgroße Ölförderfirmen im Nahen Osten zusammengekauft. Jetzt war er schon seit zehn Jahren tot, gestorben an einem Herzinfarkt. Bis dahin hatte er sich um seine Tochter allerdings nie gekümmert, sondern die Erziehung anderen und Lucias Mutter überlassen. Das Einzige, was er Lucia hinterlassen hatte, war der Druck, genau die gleiche Karriere wie er hinzulegen. Da galt es als große Schande, wenn seine einzige Tochter nicht eine ähnliche Karriere schaffte.

Ihr Vater.

Selbst in seinem Tod hatte er Lucia allein gelassen. Vielleicht lag es daran, dass sie sich einerseits eine Familie wünschte und besonders einen Mann, den sie nicht hatte, andererseits aber kaum jemanden an sich heranließ. Denn wer Nähe und Vertrauen brachte, der konnte enttäuscht werden. Man öffnete sich, machte sich verwundbar. Jemand anderes konnte zustoßen. Die Gefahr war weit geringer, wenn man sich gar nicht öffnete.

Für Elise.

Sie tippte wieder die Reihenfolge der Klänge und Tasten auf ihrem iPad, als sie sich dem Büro näherte.

Für Lucia?

Sie hatte das Büro ihres Chefs erreicht.

Schaute noch einmal in die gespiegelte Fassade.

Sah ihr Gesicht. Korrekt, besorgt.

Und betrat das Zimmer.